

Wolfgang Greif

Wider die gefährlichen Classen

Zum zeitgenössischen Blick auf die plebejische Kultur im Wiener Vormärz

Wie andere Großstädte Europas im unmittelbaren Übergang zur Industrialisierung blieb auch die Haupt- und Residenzstadt der Habsburgermonarchie in der ausgehenden Manufakturperiode von der frühindustriellen Massenarmut nicht verschont. Die Vorstädte und Vororte Wiens zogen in den 1830er und 1840er Jahren des 19. Jahrhunderts zunehmend besitzlose, zumeist ihrer agrarisch-gewerblichen Subsistenz verlustig gegangene und damit auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft in Manufaktur oder Fabrik angewiesene Handwerker und Tagelöhner an. Der Großteil von ihnen blieb jedoch ohne Arbeit, was in einer Zeit zunehmender Verteuerung und Verknappung der elementarsten Lebensmittel und weitgehender sozialpolitischer Abstinenz von Staat und Gemeinde ihre Verelendung und nicht selten den frühen Tod zur Folge hatte.¹ Spätestens seit den 1840er Jahren verschlechterten sich die Existenzbedingungen der Unterschichten in Wien so rapide, daß auch das Bürgertum und die Obrigkeit diese Verhältnisse nicht mehr ignorieren konnten. Die bürgerliche und adelige Publizistik, die zuvor jahrzehntelang Wiener Gemütlichkeit und Fröhlichkeit ausgemalt hatte, reagierte spätestens seit den 1840er Jahren auf die Armut der Massen; jedoch weniger im Bestreben, der Armut politisch zu begegnen und ihr zu diesem Zweck theoretisch auf den Grund zu gehen, als vielmehr in wehmütiger Klage um eine scheinbar verlorengegangene Wiener Lebenswelt: „Es hat vielleicht noch nie in Wien eine so gedrückte Stimmung gegeben, eine so allgemeine Klage geherrscht, als eben jetzt (...). Es gab nun

¹ Vgl. Julius Marx, Die soziale Lage der Arbeiterschaft Wiens im Vormärz, in: Die Großstadt Wien als Lebensstätte der Wiener, Wien 1957, 55 ff.

freilich früher auch viel Elend in Wien, aber es verbarg sich, es zog sich zurück und man war auch im Stande es zurückzuhalten, daß es nicht bis auf den offenen Markt, in die glänzendsten Straßen vordringe.“² Das „gemeine Volk“, der „Pöbel“, die „Canaille“ oder eben das „Proletariat“, um nur die meistverwendeten Bezeichnungen für die unterbürgerlichen Schichten in den zeitgenössischen Schriften zu nennen, kam als „niedere“, „arbeitende“, „arme“ und vor allem „gefährliche Classe“ in einem bisher unbekanntem Ausmaß zu publizistischen „Ehren“. Angesichts der Vorstellung, die gesellschaftliche und politische Ordnung werde unter dem wachsenden Druck verarmter Massen zerbrechen – die Bevölkerung Wiens wuchs in den zwanzig Jahren von 1827 bis 1847 um ca. 40 Prozent, das waren über 120.000 Menschen – wurde die zunehmende Verelendung von den Behörden als kriminogener Zustand betrachtet und von den Besitzenden in den Kategorien moralischen Makels verurteilt. Führte die zunehmende soziale Spannung im späten Vormärz staatlicherseits zu verschärften und teilweise neuen Repressions- und Notstandsmaßnahmen, mit dem Ziel, die offensichtlich unzureichend versorgten, daher akut existentiell bedrohten und als solche systemgefährdend angesehenen Menschen durch Sofortmaßnahmen zu pazifizieren, entwickelten die wenigen kritischen Zeitgenossen, die sich die herrschaftliche Optik nicht uneingeschränkt zu eigen machten, erste soziale Reformkonzepte und wegen der Zensur äußerst vorsichtig formulierte Sozialkritik.

Der Pauperismus der Frühindustrialisierung war weder die bloße Folge der traditionellen agrarischen Armut, noch das bloße Resultat der Industrialisierung. Er war beides zusammen. Armut und Verwahrlosung entstanden in den frühindustriellen Jahrzehnten nicht nur daraus, daß die Dynamik der kapitalistischen Produktion die zumindest elementare Subsistenz sichernden traditionellen Versorgungseinheiten und Sozialstrukturen schneller zu erschüttern als zu ersetzen vermochte, sondern gerade auch daraus, daß sich die bürgerliche Gesellschaft und ihre neuen sozialintegrativen Institutionen mit Verzögerung entwickelten.³ Die pauperisierte Bevölkerung Wiens, mit oder ohne Arbeit, quälte nicht nur die Entwicklung der kapitalistischen Produktion, sondern auch der Mangel ihrer Entwicklung. Auf die produktive Verwertbarkeit als Ar-

2 Die Grenzboten 7 (1847), 282.

3 Vgl. Peter Feldbauer, Kinderelend in Wien. Von der Armenpflege zur Jugendfürsorge (17.–19. Jahrhundert), Wien 1980, 104; Werner Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 41 (1954), 333 ff.

beitskraft angewiesen, in ihrer „relativen Überbevölkerung“ gegenüber dem technischen Fortschritt der Industrialisierung allerdings um einige Schritte voraus, bildete sie den „faux frais“ der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft in Wien.⁴ „Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol.“⁵ Diesen Zusammenhang verkannte der bürgerliche und adelige Philantropismus, wenn er bei seinem Blick „hinter die Kulissen des Biedermeier“, auf den Alltag der pauperisierten Bevölkerung Wiens weniger zur moralischen Verurteilung von Armut und Verelendung, sondern der Armen und „Paupers“ selbst ausholt.⁶

„Betrachten wir nun einmal die Fabriksarbeiter näher, um uns zu überzeugen, daß bei dieser Menschenklasse die Sittlichkeit auf eine gar niedrige Stufe gesunken ist. Der Fabriksarbeiter, wie er besonders als Zeugmacher, Weber, Handmacher usw. gefunden wird (...) hat etwas armselig Aufgeputztes in seiner Kleidung, seine Miene, abgesehen, daß sie der düstere Ausdruck schlimmer Leidenschaft ist, verrät eine gemeine Raffiniertheit, die ihm als Bildung gilt; seine Sprache zeigt eine kecke Verachtung gegen Alles; ihm ist nichts heilig, nichts ehrwürdig; allem setzt er eine brutale Gleichgültigkeit entgegen. Seine Grundfehler sind Genußsucht und Arbeitsscheu; ihnen stehen keine Grundsätze dämmend gegenüber. Und wo sie daher keine äußerliche Schranke finden, da breitet sie sich furchtbar verwütend aus. Hier gibt es kein Bewußtsein der Pflicht, sondern nur Gewohnheit und Notwendigkeit, kein sittliches Gefühl, sondern höchstens instinctmäßige Thätigkeit; kein Gewissen, keine Tugend, sondern nur Selbstsucht und die ihr dienstbare Klugheit. Dagegen zieht hier vor unserem Blicke eine Reihe von Lastern vorüber, deren jedes für sich schon den Menschen tief herabwürdigt, deren Vereinigung aber vor der menschlichen

4 Wolfgang Häusler, Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Revolution von 1848, Wien u. München 1979, 99 f.; Peter Kriedte, Hans Medick u. Jürgen Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, 310 ff.

5 Karl Marx, Das Kapital. Zur Kritik der politischen Ökonomie (MEW 23), Berlin 1981, 675.

6 Vgl. Peter Feldbauer u. Hannes Stekl, Wiens Armenwesen im Vormärz, in: Felix Czeike, Hg., Wien im Vormärz (Forschungen zur Wiener Stadtgeschichte 8), Wien 1980, 176 f.; Michael Hann, Die Unterschichten Wiens im Vormärz. Soziale Kategorien im Umbruch von der ständischen zur Industriegesellschaft, phil. Diss. Wien 1984, 105 f., 153 f.

Natur schaudern macht.“⁷ Von ihrem ideologischen Gehalt abgesehen, führen die Klagen zu Sittenverfall und Immoralität der „niederen Classen“ Wiens vor und um 1848 Elemente eines soziokulturellen Milieus an, das von Verhaltensweisen und Bewußtseinsinhalten geprägt war, die nach einer anderen Ratio als jener bürgerlichen Wirtschaftens, aber auch späteren proletarischen Haushaltens funktionierten. Das Alltagsverhalten der im Übergang zur Industrialisierung stehenden Unterschicht in Wien kannte weder die dem bürgerlichen Wirtschaftsethos entsprechende Planung, Vernunft und Moral, noch kalkulierende Bescheidenheit, selbstbeschränkende Diszipliniertheit, zumindest vorgestellte Ehrlichkeit, erzwungene Ehrfurcht oder „produktives“ Verantwortungsbewußtsein, weder Pünktlichkeit noch bürgerlichen Gehorsam. Bevor sich im Zuge der Industriellen Revolution die mit der Manufaktur und der traditionellen Hausindustrie in Zusammenhang stehenden sozioökonomischen Strukturen und Lebenswelten auch in Wien zunehmend aufzulösen begannen, bestimmte eine in Widerspruch zur aufkommenden politischen Ökonomie des industriellen Kapitalismus stehende, an den Regeln tradierter Verhaltensmuster orientierte „sittliche Ökonomie“ das Alltagsverhalten der städtischen, noch kaum proletarisch sozialisierten Unterschichten.⁸ Solange den zur Lohnarbeit Verpflichteten und den dafür künftig Vorgesehenen so entscheidende Qualifikationen wie Fleiß, Gehorsam, Nüchternheit und Sparsinn fehlten, war für die Apologeten der neuen Zeit auch in ihrem Urteil zur Armut alles klar: „Es gibt noch einen anderen Pauperismus, den der Seele und der Vernunft, noch viel verhängnisvoller als Hunger (...). Eine Art von Pauperismus, der die Pflanzschule für jegliche

7 Andreas Witzl, Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens, in: Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik I, Wien 1847, 178 f.

8 Zum Konzept der „sittlichen Ökonomie“ der sozialen Unterschichten siehe Edward P. Thompson, Die „sittliche Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: Detlev Puls u. Edward P. Thompson, Hg., Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1979, 67 ff.; zu dem der „plebejischen Kultur“ Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, hg. v. Dieter Groh, Frankfurt am Main u.a. 1980; und Hans Medick, Plebejische Kultur, Plebejische Öffentlichkeit, Plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangphase zum Kapitalismus, in: Ralph Berdahl u.a., Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982, 157 ff.

Art von Verbrechen bildet.“⁹ Für den bürgerlichen Horizont waren Armut und Verelendung nicht nur ein selbstverschuldeter Mißstand, sondern zugleich auch ein guter Grund, gegen den Pöbel vorzugehen.

Der exzessive Pauper wurde im Zeichen der Vernunft, der Disziplin und der Produktivität zum Bürgerschreck ersten Ranges. Zielte die „aufklärerische Pflege“ des Volkes seit Jahrzehnten auf einen allgemeinen Geist des Fleißes, der Sparsamkeit und der Frömmigkeit ab, sollten die von „Exzeß, Roheit, Stumpf-sinn und Unvernunft“ bestimmt gesehene Volksvergnügungen, die als unvereinbar mit einer angemessenen Arbeitsdisziplin galten, spätestens seit dem bedrohlich gesehene Anwachsen der Armut mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln verhindert und ausgemerzt werden.¹⁰ Als gefährlich wurde die Armut eben nicht nur dort angesehen, wo sie die Ausbreitung von Seuchen und Epidemien – wie etwa die Cholera seit 1831 – begünstigte, die ihren Ausgang zumeist in den Armen- und Elendsvierteln der Stadt nahmen und von dort krankheits- und todbringend in die Viertel der Wohlhabenden übergriffen. Als gefährlich galten vor allem auch die Reaktionen der Besitzlosen und Armen auf die bislang unbekanntenen Zugriffe von Politik und Ökonomie, die als Kehrseite zu den „Errungenschaften der neuen Zeit“ erscheinen mußten.¹¹ In jenem Maß, in dem im Vormärz die Armut zum Massenphänomen wurde, die Subversivität des Elends sich in Holzdiebstahl, Steuervergehen, Schmuggel, Prostitution und Raub, aber auch in offensiver Auflehnung gegen Arbeitslosigkeit, Teuerung und Verelendung in Form von Katzenmusik, Maschinensturm, Straßenkrawallen und Lynchjustiz gegen Bäcker, Fleischhauer und Verzehrsteuerbeamte manifestierte, verbreitete sich die Überzeugung, daß der „Pöbel“ nicht mehr länger geduldet werden sollte.

9 Rudolf Fröhlich, *Die gefährlichen Classen Wiens. Darstellung ihres Entstehens, ihrer Verbindung, ihrer Taktik, ihrer Sitten und Gewohnheiten und ihrer Sprache*, Wien 1851, 2.

10 Vgl. dazu Robert W. Malcolmson, *Volkskultur im Kreuzfeuer. Der Kampf um die Abschaffung des Bullenrennens in Stamford im 18. und 19. Jahrhundert*, in: Richard v. Dülmen u. Norbert Schindler, Hg., *Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags* (16. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt am Main 1984, 285.

11 Christoph Sachsse u. Florian Tennstedt, Hg., *Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte. Ein Bild-Lesebuch*, Reinbeck 1983; vgl. auch Jürgen Kuczynski, *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes 3 (1810–1870)*, Berlin 1981, 163 ff.

„Ganze Vorstädte wimmeln von ausgehungerten, zerlumpten Arbeitern, und abends erfüllen unzählige Frauen die Glacis und den Stadtgraben, um für einige Groschen dienstbar zu sein.“¹² Dieses Bild der „Immoralität und sittlichen Verwilderung“ vor Augen, fehlte es in bürgerlichen Kreisen überall dort, wo diese einen Verstoß gegen die Privatisierung des Eigentums, den rechten Gang des Geschäfts und den nüchternen Sinn für Arbeit erblickten, nicht an Vorschlägen, wie dem rohen, hemmungslosen Volk das Glück ebensolcher Lebensauffassung beizubringen wäre. Die Ratschläge reichten dabei vom Apell, die Lohnzahlung allgemein erst am Montag vorzunehmen, über die Initiative, für den öffentlichen Schank die Sperrstunde um zehn Uhr durchzusetzen, bis hin zu moralisierenden „Abhandlungen über Arbeiterkolonien und ihre Einrichtung im österreichischen Kaiserstaate“.¹³ Die meisten Vorschläge zur „Lösung der sozialen Frage“, mit denen eine Disziplinierung des angeprangerten Unterschichtverhaltens angestrebt wurde, sahen Zwangsveranstaltungen für die Betroffenen vor. Das überrascht nicht, denn das Urteil: „Unzucht entspringt nicht immer aus Armut, aber Armut ist stets die Folge der Unzucht (...). Sie ist unstreitig eine der reichhaltigsten Quellen physischen und moralischen Verderbens (...). Sie ist die erste Pest im Staate“¹⁴ war in der „Sozialdebatte“ des Vormärz keineswegs ein extremer Standpunkt, sondern faßte den Bewußtseins- und Interessensstand der maßgeblichen Instanzen dieser Jahre bündig zusammen.

Von Seiten des Bürgertums erntete das vormärzliche Regime für seine Praxis zunehmender Konzentration auf sozial pazifizierende Repressionsmaßnahmen nicht nur Beifall, sondern erhielt überall dort wichtigen Antrieb, wo die Männer von Handel und Industrie meinten, neben der ökonomischen Potenz des ausgebildeten Zentralstaates zunehmend auch dessen Engagement bei der Disziplinierung der Massen einklagen zu müssen. Je mehr das Interesse in den Vordergrund rückte, einer „respektablen“ Lebensführung allgemein Geltung zu verschaffen, um produktiven Nutzen aus der Armut zu ziehen, erkannten

12 Zit. bei Walter Krebs, Die sozialen Probleme Österreichs in der politischen Publizistik des Vormärz, phil. Diss. Wien 1949, 77.

13 Mathias Koch, Abhandlungen über Arbeiterkolonien und ihre Errichtung im österreichischen Kaiserstaate, Wien 1835; vgl. die knappe Zusammenstellung einiger Vorschläge der zeitgenössischen Publizistik zur Bekämpfung des Pauperismus, in: Hann, Die Unterschichten Wiens im Vormärz, wie Anm. 6, 152 ff.

14 Fröhlich, Die gefährlichen Classen Wiens, wie Anm. 9, 1.

sie, daß die dafür erforderliche „moralische Erneuerung“ weniger durch Predigten, denn durch Gewalt durchgesetzt werden konnte.¹⁵ Volksbelustigungen wurden nicht nur einer immer strengeren moralischen Überprüfung seitens aufgeklärter Reformer unterworfen, sondern auch zu den vortrefflichsten Angriffspunkten einer reglementierenden Staatsgewalt. Dieser und den Sittenreformern galten die Vergnügungsmuster der Unterschichten schlicht als Zeit- und Geldverschwendung, als nutzloser und üppiger Luxus, als Bedrohung von Besitz und öffentlicher Ordnung: „Sie [die Regierung] dulde weit weniger als bisher das nächtliche Schwärmen, beschränke die Belustigungsorte und Unterhaltungen in der Dauer, wie auch in anderer Rücksicht, schreibe den Wirten und namentlich den Brandweinschenken für bekannte und berühmte Säufer nicht allein ein gewisses Maß vor, das sie ihnen verabreichen dürfen, sondern setze sie auch der Zeit nach in eine Kontrolle, verbiete alle Vergnügungen und Gelage zur Unzeit und führe mindestens bei großartigen Arbeitsstätten, wo ein zahlreiches Personal verwendet wird, bestimmte Abzeichen ein, worin das Individuum für jeden leicht erkennbar wird. Man entziehe den armen Classen wo möglich die so höchst verderblichen Spielkarten und Würfel und spiele dafür um sehr geringen Preis gute Volksbücher in ihre Hand, welche unterhaltend belehren, die Sittlichkeit und das Gemüt anregen und zugleich für Geist und Herz gewinnreich sind. Man überwache sie vornehmlich an Sonn- und Feiertagen.“¹⁶

Sahen die Sozialreformer den Fortschritt darin, dem Arbeiter fehlende Wertvorstellungen über Volksaufklärung und Volksbildung nahe zu bringen, so sahen die „hardliner“ der frühen „Arbeitspädagogik“ in der Willkür unternehmerischen laissez-faire den erfolgversprechenden Weg. Gleich wie die Disziplinierung vor sich gehen sollte, der Auslöschung der „regellosen“ Lebensweise und der Umwandlung des „Pöbels“ in einen berechenbaren Produktionsfaktor waren alle Aufrufe zur moralischen Erneuerung in der Frühindustrialisierung verpflichtet. Das Ideal produktiver Reproduktion implizierte dabei den zunehmenden Zwang, die gesamten 24 Stunden des Tages für die Arbeit zu leben und sich in eigener Regie und Verantwortung auf den ökonomischen Begriff und damit das Dasein als Arbeitskraft zu reduzieren. Eine andere Vernunft als die des Kapitals

15 Vgl. Hugh Cunningham, *Leisure in the Industrial Revolution*, London 1980, 24; W. R. Lambert, *Alkohol und Arbeitsdisziplin in den Industriegebieten von Südwales 1800–1870*, in: Puls u. Thompson, *Wahrnehmungsformen und Protestverhalten*, wie Anm. 8, 311.

16 *Sociale und politische Zustände Österreichs mit besonderer Beziehung auf den Pauperismus*, Leipzig 1847, 260.

sollte im Alltag des Arbeiters keine Geltung haben. Überall, wo Gegenteiliges zum Vorschein kam, in der Widersetzlichkeit gegen die Zwänge der Lohnarbeit, in einem nicht biedermeierlich-behaglich geführten Haushalt ebenso wie in einem scheinbar unberechneten Konsumverhalten und im Exzeß des Elends, der Berauschung, wurde dies dem „Pöbel“ zum Vorwurf gemacht. In ihrem Generalurteil lösten sich die „Unsitten der Armen“ sehr schnell in ein durch Trunk- und Verschwendungssucht, Spieleidenschaft, Schaulust, Arbeitsscheu, maßlose Lustbarkeit und Gewalttätigkeit selbstverschuldetes Schicksal auf.

Wenn im folgenden dem Blick der Zeitgenossen auf populäre Vergnügungen und Verhaltensweisen im Pauperismus Aufmerksamkeit geschenkt wird, soll das einer Betrachtung dienen, die entgegen einer moralischen Verurteilung von „Dirnentum“, „Trunksucht“, „Lottofieber“ und „Blauem Montag“ frühindustrielle Armutskultur in ihrer spezifischen „sozialen Logik“ zu beurteilen versucht. Obrigkeitliche Disziplinierung, marktorientierte Ökonomisierung, zunehmende Kommerzialisierung, plebejische Subversivität, philanthropische Sozialkritik und volkskultureller Traditionalismus stellen dabei verschiedene Abteilungen dar, deren Ausführungen in ihrem Resultat eine „historische Miniatur“ des Wiener Vormärz hinter den Kulissen des Biedermeier ergeben soll.

Zur sozialen Logik der „Trunksucht“

In kaum einer Skizze zum Wiener Volksleben des Vormärz fehlt der Exkurs zum Alkoholkonsum der „gemeinen“ und „armen Leute“. Tatsächlich zeugt die Schankdichte des Vorortes Neulerchenfeld bereits um 1800 von einer ausgeprägten Wirtshauskultur. In diesem von Zeitgenossen treffend als des „Heiligen Römischen Reiches größtes Wirtshaus“ benannten Vorort besaßen von den 156 Häusern 103 die Schankberechtigung.¹⁷ Mit der Einführung der Verzehrsteuer im Jahr 1829, der jede Lebensmitteleinfuhr in die Stadt unterlag, nahm die Attraktivität der außerhalb der Linien liegenden Gründe, die eigentlich bloß aus Gärten und Wirtshäusern zu bestehen schienen, schon der Preise wegen nicht ab. An Feiertagen und -abenden zogen, so wird berichtet, tausende Wiener in die Vororte. Die Bebilderung von Fröhlichkeit und Gesellig-

17 Karl Ziak, Des Heiligen Römischen Reiches größtes Wirtshaus. Der Wiener Vorort Neulerchenfeld, o. J., Nachdruck Wien 1979.

keit bei Bier, Wein und Backhendl wechselte mit der Klage über Trunksucht, Saufexzeß und Delirium und deren Folgen, je nach Provenienz und Blickwinkel des Autors. Ausgangspunkt aller Schilderungen war dasselbe Faktum, der im Vormärz konstant hohe Alkoholkonsum nicht nur des „gemeinen Mannes“: „Man sehe einmal diese Menschen, wenn sie von ihrer Arbeit sich erholen; worin bestehen ihre Vergnügungen? Haben sie am Samstag ihren Arbeitslohn für die Woche empfangen, so füllen sie am Abend die Schenken, zechen und spielen bis spät in die Nacht; Sonntags wimmeln schon Vormittag die Gasthäuser, ge- wiß sind sie aber am frühen Nachmittag voll, um erst gegen Morgen wieder zu schließen; oder man zecht bei geschlossenen Türen und Fenstern. Am Montage kommen sie später zur Arbeit und gehen früher weg; haben sie noch Geld, so wiederholen sich die Gelage, und so bringen sie drei Tage der Woche im Schwelgen zu, die übrigen sind zur Mäßigung genötigt oder sie machen Schulden.“¹⁸ Verbrauchsstatistiken zeigen, daß für Wien auch in den durch schärfste Konsumknappheit gekennzeichneten Krisenjahren der Vierzigerjahre kein signifikanter Einbruch beim Alkoholkonsum feststellbar ist, wohl aber ein von den Zeitgenossen ausführlich diskutiertes Umsteigen von Wein auf Bier, auch auf Branntwein.¹⁹ Erst ab 1845 ging auch der Alkoholkonsum – bezogen auf die allgemeine Nahrungsmittelversorgung – zurück²⁰, was den Grad der allgemeinen Verelendung in den Jahren unmittelbar vor der Revolution von 1848 erahnen läßt. Für viele war selbst die flüssige „Volksnahrung“ unerschwinglich geworden. Der Branntwein, stärker und billiger, griff um sich und gab der Klage und dem Entsetzen der Philanthropen neue Nahrung: „Dieses wüste Leben führen aber nicht nur die Unverheirateten: auch der Mann mit Weib und Kindern mischt sich gar oft unter die Zechbrüder und vertrinkt das Geld, von dem er und die Seinigen eine Woche leben sollten. Braucht es viele Worte, um den Leichtsinn, die Lieblosigkeit, die blinde Genußsucht, die thierischen Begierden zu schildern, die in solcher Erholung liegt? Oder sollen wir ihre Folgen ausmalen, den von Rausch und Wachen zerstörten Körper, die lange Not

18 Witlacil, Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens, wie Anm. 7, 182 f.

19 Zur Teuerung im späten Vormärz siehe Julius Marx, Die wirtschaftlichen Ursachen der Revolution von 1848 in Österreich, Wien 1965; vgl. Ernst Viktor Zenker, Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen, Wien, Pest u. Leipzig 1897, 262.

20 Roman Sandgruber, Indikatoren des Lebensstandards in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Czeike, Wien im Vormärz, wie Anm. 6, 57 ff.

nach kurzer Schlemmerei, das trostlose Weib und die nach Brot schreienden Kinder, oder die Untaten des Rausches, vom lärmenden Buhlliede, dem tobenden Zankgeschrei bis zur blutigen Schlägerei?“²¹ Staunen und Belustigung auf der einen Seite, Entsetzen und Klage auf der anderen. Diese den Quellen zu entnehmenden widersprüchlichen Aufnahmen des massenhaften Alkoholkonsums finden ihre Entsprechung im Doppelcharakter der Droge Alkohol: Genuß und Kompensation. Wo Besitzlosigkeit, frühindustrielle Arbeitsverhältnisse und die „Häuslichkeit des Pauperismus“ beschauliches Wohnen und damit Intimität und Privatheit nicht möglich werden ließen, wurde nicht nur die Straße zum notwendigen Aufenthaltsort, sondern gerade auch das Wirtshaus zum adäquaten Dach. Zur gleichen Zeit, als sich die „oberen Kulturen“ Wiens biedermeierlich in Palais, Salons und Kornhäusel'schen Wohnungen zurückzogen, verharrten die plebejischen Schichten dort, wo traditionell die Sphäre der Armut angesiedelt war: unter freiem Himmel. Das Wirtshaus war dabei nicht nur der Ort des Trinkens, sondern darüber hinaus auch ein solcher des Lichtes, der Wärme, der Information, elementarer Hygiene und Zerstreuung. „Das Wirtshaus war der Ort, wo viel Unterhaltung in möglichst kurzer Zeit ansteht, um den Ärger des Tages zu vergessen.“²² Es war vor allem die weitgehende Vereinzelung und völlige Instabilität der sozialen Beziehungen, die nicht nur die Männer ins Wirtshaus trieb. Die kompensierende Wirkung des Rausches, die Abstumpfung der Empfindlichkeit durch narkotische Drogen stellte im Rahmen fundamental unsicherer Existenzverhältnisse wohl ein elementares, wenn auch letztlich ruinöses Lebensbedürfnis dar.²³ Industrialisierung und Kommerzialisierung verschärften die Belastungen der Armut und ließen vielfältige neue Verhaltenszumutungen und -möglichkeiten entstehen. Zerstörung von Gesundheit und solidarischen Beziehungen, Versachlichung des Arbeitsprozesses und Isolierung in der Arbeitslosigkeit, aber auch Disziplinierung und Reduzierung traditioneller Volksvergnügungen, vor allem jedoch die mit der Urbanisierung eintretende Krise der alten Lebensweise als existenzielle Bewältigungsstrategie ließen im Pauperismus viele sehr schnell zum Branntwein als dem billigsten und wohl auch effektivsten Stimulans greifen. Die Erfahrung scheinbar gesundheits-, sicher jedoch geselligkeitsfördernder Wirkung von Bier und Weinkonsum

21 Witzlaczil, Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens, wie Anm. 7, 182 f.

22 Lambert, Alkohol und Arbeitsdisziplin, wie Anm. 15, 297; vgl. Medick, Plebejische Kultur, Plebejische Öffentlichkeit, wie Anm. 8, 157 ff.

23 Lambert, Alkohol und Arbeitsdisziplin, wie Anm. 15, 296 ff.

aus besseren Tagen und der alte Volksglaube an den Schnaps als Medizin und Stärkungsmittel ließen Askese gerade in Zeiten akuter Not disfunktional erscheinen. Hunger und Obdachlosigkeit, Thyphus, Cholera und einige weitere Alltäglichkeiten des Elends trugen wesentlich dazu bei, daß der Schnaps nicht nur zur Droge der Industriellen Revolution schlechthin, sondern für viele schon das flüssige Beförderungsmittel zum Tod werden sollte.²⁴

Zur „Spielleidenschaft“

Die Gewißheit höchster Unsicherheit der Existenzverhältnisse ließ das monetäre Glückspiel bereits in der Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft zu einem ertragreichen Geschäftszweig werden. Während das Geschäft mit der Armut für den privaten Unternehmer über die produktive Nutzung der auf Lohnarbeit Verwiesenen lief, monopolisierte der Staat sehr schnell die direkte Kapitalisierung der Armut. Bereits 1751 wurde das Zahlenlotto in Österreich als Staatsmonopol institutionalisiert. Und es war auch im Vormärz kein Rätsel, wo das populäre Glückspiel die Masse seiner Anhänger fand: „Es spielt der Arme, der sein Schicksal verbessern will, der Reiche nimmt nur wenig Interesse an der Lotterie.“²⁵ In der Tat wußte jeder, der über privaten Reichtum verfügte, am Finanz- und Warenmarkt, in der Manufaktur und den frühen Fabriken ertragreicheren und vor allem gesicherteren Einsatz dafür. So wie die Armut die produktive Bedingung für das populäre Glückspiel darstellte, so machte gerade die Gewißheit trostloser Lebensperspektiven seine Attraktivität für die „armen Classen“ aus. Die Entfaltung des Lottospiels basierte auf den verhinderten Aufstiegschancen in einer Gesellschaft, in der die Bedeutung des Geldes und die des Privateigentums zunehmend wuchs. „Je größer der Beitrag des Geldes zum sozialen Aufstieg und je geringer die Chance für einen Großteil der Bevölkerung, daran zu partizipieren, desto verbreiteter das Lottospiel.“²⁶ Ob plötzliche Bereicherung durch Erbschaft, Heirat oder den Lottogewinn ins

24 Medick, Plebejische Kultur, Plebejische Ökonomie, wie Anm. 8, 173 ff.

25 Zit. Krebs, Die sozialen Probleme Österreichs, wie Anm. 12, 179.

26 Edith Saurer, Materielle Kultur und sozialer Protest in Niederösterreich, Böhmen, der Lombardei und Venetien 1830–1860, Habil. Wien 1983, 289 (Edith Saurer, Straße, Schmuggel, Lottospiel: materielle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen, der Lombardei und Venetien im frühen 19. Jahrhundert, Göttingen 1989).

Haus stand, alle drei „Aufstiegskarrieren“ – treffend in den Stücken Nestroys dargestellt – waren im Bereich des Wunders angesiedelt.²⁷ Die Basis der Hoffnung war schmal, ihre Trostlosigkeit läßt sich beziffern: Die Gewinnchancen betragen je nach Spiel 1:18 bis 1:11.748²⁸, wurden von den Spielern allerdings grundsätzlich überschätzt, was an den gerade im Vormärz massenhaft zunehmenden Einsätzen und dem Erfolg der Lotterie für den Veranstalter abgelesen werden kann. Der vorweg feststehende Gewinner des Zahlenlottos war der an Steuereinnahmen zunehmend interessierte Staat. Die Armut der Leute fand darin eine Benutzung, die ihnen zumindest die Hoffnung auf Reichtum lebendig und wach zu halten versprach, wenn sich für sie schon sonst nichts lohnte. Die Produktion einer Portion Volkszufriedenheit kostete der Obrigkeit dabei nicht nur nichts, sondern ließ auch noch eine gewichtige Summe für den Fiskus abfallen.²⁹ Zahlenlotto, Glückshafen, Würfelspiel und andere monetarisierte populäre Glücksspiele als Veranstaltungen der Resignation und Hoffnungslosigkeit von Menschen zu sehen, die eine Existenz bestritten in der sie nichts zu gewinnen hatten, diese Beurteilung lag den vormärzlichen Sozialreformern und Sittenwächtern weitgehend fern. Zusammen mit dem Alkohol galt das Glücks- und Wettspiel der Besitzlosen als der Inbegriff der Unvernunft. Mit dem „Wert des Verzichts“ als didaktisches Ziel vor Augen verstärkte sich der Kampf gegen staatliche Glücksspielveranstaltungen in dem Maß, in dem das Zahlenlotto an Beliebtheit gewann. Die Aushöhlung der Arbeitsmoral bei den „unteren Volksklassen“ war die folgenschwerste Wirkung, die so mancher Kritiker dem Lottospiel anlastete: „Wohlstand wird nur durch Arbeit erworben. Die Regierung hat die Arbeit zu regeln; sie soll aber nicht dulden, daß der Sinn zur Arbeit abgestumpft werde durch die Hoffnung spielend reich zu werden; diese Hoffnung wird genährt durch das Lottospiel.“³⁰ Wie in der Häuslichkeit, so liegt

27 Das wohl bekannteste Zeitbild zum Lottospiel findet sich in Nestroys Posse „Der böse Geist Lumpazivagabundus oder das liederliche Kleeblatt“.

28 Saurer, *Materielle Kultur und sozialer Protest*, wie Anm. 26, 291.

29 Die fiskalen Einnahmen aus dem Lottospiel erreichten im Jahr 1837 eine Höhe von 4 Millionen Gulden. Das war um eine Million mehr, als die gesamte Erwerbssteuer dieses Jahres einbrachte. Vgl. Krebs, *Die sozialen Probleme Österreichs*, wie Anm. 12, 176; zur Funktion des Lottospiels für die Erzeugung von ‚Volkszufriedenheit‘, siehe J. N. Müller, *Gedanken über das Lottospiel, die Verzehrersteuer und das Stempel-Gesetz*, Linz 1848, 3.

30 Koch, *Abhandlungen über Arbeiterkolonien*, wie Anm. 13. In seinem Entwurf schlägt Koch u.a. vor, daß in dem von ihm konzipierten Arbeiterkolonien weder Gasthäuser noch

im Planen und Sparen das Gegenteil des Exzessiven. Diese Einsicht galt es den Unterschichten zu vermitteln und somit Spielleidenschaft in Sparvernunft umzuwandeln.³¹ In einer Gesellschaft allerdings, in der zwar nicht nur Geld glücklich macht, ohne Geld jedoch mit Sicherheit kein Glück zu finden war, bedingten kontinuierliche Preissteigerungen, minimaler Gelderwerb und unsichere Beschäftigung die Haltung, Bedürfnissen, so die Mittel ihrer Befriedigung vorhanden waren, sofort zu entsprechen und keinerlei Aufschub zu dulden. Wo der durchschnittliche Erwerb keine Rücklage ermöglichte, hatten sparsame Zukunftsgedanken und planmäßige häusliche Vorsorge keinen Raum. Und zu einer dieser „Strategien des letzten Kreuzers“ zählte eben auch das gerade in Krisenzeiten besonders hoch im Kurs stehende populäre Glücksspiel.

Das Setzen des letzten Kreuzers läßt sich freilich erst über die „Ratio des Aberglaubens“ in seiner Popularität verstehen, gab es doch kaum einen Spieler, der nicht mittels ritueller Handlungen dem Zufall ein Bein stellen wollte.³² So sollte etwa die Einhaltung bestimmter Handlungen, denen wundersame Wirkung zugeschrieben wurde, ebenso wie die richtige Deutung der Träume die Glückszahl und somit das Spielglück bringen. „Das Agnesbründl im Wienerwald, dem prognostische Bedeutung zugeschrieben wurde, war im Vormärz eine Art Wallfahrtsort für Lottospieler.“³³ Hier tritt im Lottospiel ein Merkmal traditioneller Lebensbewältigung auf: das Vertrauen in Magie und noch nicht in materielle Akkumulation über Arbeit.

Zur „Scheu vor Arbeit“

Hinter der bei „günstiger Wirtschaftslage sich voll entfaltenden Wiener Fröhlichkeit“ und der „nicht abreißen Kette der Unterhaltungen“ scheint der „Brauch vieler Arbeiter“ gestanden zu sein, „ihren Lohn gleich nach dem Empfang zu vertun“, wie uns eine in Variationen immer wiederkehrende Schil-

Trinkstuben errichtet, Spielzusammenkünfte verboten, die religiöse Erziehung demgegenüber jedoch betont werden sollte; dem „Unterhaltungstrieb“ sei nach den Ansichten dieses vormärzlichen Reformers „einzig durch die Lektüre eines Volksbuches“ genüge zu tun.

31 Vgl. Saurer, Materielle Kultur und sozialer Protest, wie Anm. 26, 314 ff.

32 Vgl. Saurer, Materielle Kultur und sozialer Protest, wie Anm. 26, 286 ff. und 293 f.; ebenso Medick, Plebejische Kultur, Plebejische Öffentlichkeit, wie Anm. 8, 166.

33 Saurer, Materielle Kultur und sozialer Protest, wie Anm. 26, 299.

derung der vermeintlich zügellosen Freizeit des „gemeinen Volkes“ aus dem Vormärz wissen läßt: „Am Samstag Abend füllten sie bereits die Schenken, zechten und spielten bis in die späte Nacht. Nicht anders ging es am Sonntag her. Am Montag erschienen sie später zur Arbeit und verließen sie auch früher als sonst. Wenn sie noch Geld hatten, machten sie sich noch drei lustige Tage, wofür sie dann in den übrigen der Woche darben und Schulden machten.“³⁴ Als das Kapital in der Frühphase der Industrialisierung die Bedingungen dafür zu schaffen begann, eine kalkulierbare Arbeitskraft und, damit verbunden, eine strikte Arbeitsdisziplin einzurichten, galt vor allem in den Kreisen von Fabrikanten, Manufakturbesitzern und Kaufleuten, aber auch in dem ihrer publizierenden „Klassenbrüder“ nicht nur jede Form unterschichtspezifischen Genusses als der Anfang allen Lasters, sondern gerade auch die bei den „handarbeitenden Classen“ sichtbar werdende Praxis der Zeiteinteilung, die von agrarisch-handwerklichen Arbeitsmustern geprägt war, als Angriff auf ordnungsgemäßes Wirtschaften.

Während des gesamten Vormärz versuchten Manufakturarbeiter, Handwerksgesellen, Fabriksarbeiter und auch Dienstboten am traditionellen Fest- und Feiertagskalender wie auch an autonomer Selbstbestimmung des Arbeitsrhythmus festhalten. Wo die betriebliche bzw. häusliche Arbeitsorganisation dies ermöglichte, leistete das einem unregelmäßigen und unberechenbaren Wechsel von Phasen höchster Arbeitsintensität zu solchen des Müßiggangs Vorschub. Je mehr sich das Zeitalter der Maschine anbahnte und damit die Disziplinierung am Arbeitsplatz unumgänglich schien, um so nachdrücklicher wurden dem „gemeinen Volk“ Zeitsparen, Fleiß und Pünktlichkeit propagiert.³⁵ Die wohlhabenden Klassen begannen dabei gerade auch die Massenfreizeit als Problem zu entdecken. Da sich zum unregelmäßigen Arbeitsrhythmus zumeist die ausgiebige Zeche am Wochenende gesellte, überrascht es nicht, daß in den stereotypen Traktaten dieser Zeit der „Blaue Montag“, die Verlängerung der Sonntagsruhe in die Woche hinein, zur bevorzugten Zielscheibe wurde.³⁶ Je mehr sich die Formel „Zeit ist Geld“ gewinnbringend durchsetzte, umso gravierender schien

34 Zit. Krebs, Die sozialen Probleme Österreichs, wie Anm. 12, 97.

35 Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, wie Anm. 8, 59.

36 D. A. Reid, Der Kampf gegen den „Blauen Montag“ 1766 bis 1876, in: Puls u. Thompson, Wahrnehmungsformen und Protestverhalten, wie Anm. 8, 143 ff.

es, wenn die Arbeiter die freie Zeit „bloß verbrachten“, noch dazu in Rausch und Exzeß. Die Zeit sollte nach Dienstschluß ‚vernünftig‘ genutzt werden.

Deutlicher als im folgenden Zitat aus dem Jahr 1848 konnte das im Vormärz weit verbreitete Urteil, die Armen seien letztlich doch selber Schuld an ihrer elenden Lage, kaum ausfallen: „Ein anderer zum Theil aus dem vorigen [der Trunksucht] entspringender Fehler bei vielen unserer Arbeiter ist Scheu vor Arbeit selbst, und diesen beiden Lastern gebührt ein vorzüglicher Antheil an dem Nothstande dieser Klasse. Gar oft hört man die Fabrikherrn klagen, daß viele ihrer Arbeiter statt um 6 Uhr morgens erst um 7 und später kommen, ja an Montagen kommen sie gar erst um 8 Uhr und viele noch später; die Sonn- und Feiertage feiern sie in der Regel sehr gewissenhaft und bei dringlicher Arbeit hat der Herr Mühe, sie zur Sonntagsarbeit zu bewegen. Aber auch in der gewöhnlichen Arbeitszeit ist bei vielen die Verwendung so lau, daß sich der Herr ebenso über die Trägheit seines Arbeiters zu beklagen hat, wie dieser über den schlechten Verdienst klagt, den er sich selbst verringert. Unter diesen Umständen darf man sich wohl nicht wundern, wenn selbst in Zeiten, wo Hunderte von Gesellen arbeitslos sind, diese doch dem Meister trotzen, und wenn ihre Forderungen nicht befriedigt werden, die Arbeit verlassen; ein Umstand den man nicht außer Acht lassen sollte, wenn man über die schlimme Lage der Arbeiter klagt, wie denn diese überhaupt zum Theil eine selbstverschuldete ist.“³⁷ Das dieser Vorurteilslogik zugrunde liegende Klischee über den Müßiggang der Arbeiter hatte seine faktische Basis nicht nur im Fortdauern plebejischer Moralvorstellungen und vorindustrieller Zeitorientierung, sondern auch in den spezifischen Produktionsverhältnissen der zu Ende gehenden Manufakturperiode. Der Produktionsfaktor Arbeit war überreichlich vorhanden, das investierte Kapital aber noch knapp. Nicht der Großbetrieb mit zentralisierter Produktion prägte bis über die Jahrhundertmitte hinaus die Gewerbestruktur Wiens. Diese blieb während des gesamten Vormärz von der verlegten Manufaktur, der klein- und mittelgewerblichen Luxusproduktion und vom Handwerk geprägt. Die bloße Ausweitung der Marktorientierung vermochte die elementaren Widerstände seitens der handwerklichen Arbeitskräfte gegen die Durchsetzung einer „kapitalistischen Ökonomie der Zeit“ noch keinesfalls zu brechen. „Instabilität war nicht nur das Kennzeichen der äußeren Arbeits- und Lebensbedingungen. Unter dem Einfluß des kapitalistischen Verlags nahm der handwerkliche Arbeitsprozeß selbst

37 Witlacil, Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens, wie Anm. 7, 182.

eine eigentümliche Sprunghaftigkeit an. Phasen geringer Arbeitsintensität oder völliger Ruhe wechselten mit Perioden exzessiver Anspannung (...). Es gab eine Reihe von Faktoren, die die Arbeit in den Werkstätten stocken ließ. Andererseits mußten zu bestimmten Zeiten, meist Samstag nachmittags, die fertigen Produkte geliefert werden, was gegen Ende der Woche nur durch eine nahezu ununterbrochene Tätigkeit zu bewerkstelligen war.³⁸ So gesehen löst sich der „Blaue Montag“ und auch das „Blau machen“ eines Großteils des Dienstags in nichts anderes als eine keinesfalls freiwillig gewählte Verschiebung des wöchentlichen Feierabends auf.

Erst mit der ökonomischen Wucht der Hochindustrialisierung und dem mit der Maschine einhergehenden Wandel in der Produktion selbst, mit der industriellen Dequalifizierung der Arbeitskräfte und dem enormen Anwachsen der industriellen Reservearmee setzte sich das Denken einer Normalarbeitszeit mit eingeteilten Pausen sowie strikten Arbeitsanfangs- und -schlußzeiten durch. Solange allerdings ein Arbeitsmuster handlungsorientierend blieb, wie es Gemeinschaften eigen war, in denen eine aufgabenorientierte Arbeitsorganisation vorherrschte, und dabei zugleich der Arbeitswille, von der Logik der Notwendigkeit her geleitet war, was einer weitgehenden Gleichgültigkeit gegenüber der Uhr Vorschub leistete, solange erblickten die Unternehmer im unregelmäßigen Arbeitsmuster einen zu bekämpfenden Umstand.³⁹ In seinem praktischen Vorgehen gegen die unproduktive Moral war der in seiner Willkür seitens des vormärzlichen Regimes bestätigte Unternehmer nicht zimperlich. Seine Mittel reichten von Geldbußen und fristlosen Entlassungen über Fabriksordnungen, Züchtigungen und erzwungene Mehrarbeit bis hin zum verstärkten Einsatz widerstandsloserer Frauen und Kinder. Das Ringen um die Arbeitszeit sollte den Kampf zwischen Kapital und Arbeit von Beginn an wesentlich bestimmen. Im kapitalistischen Verwertungsprozeß stehen die Zeit des Unternehmers und die des Arbeiters in einem unversöhnlichen Gegensatz. Was dem einen zu viel, ist hier dem anderen ganz notwendig zu wenig. Das Streben nach Profit verlangte bei der allgemeinen Durchsetzung der Lohnarbeit nicht nur nach einer absoluten Verlängerung des Arbeitstages, sondern gerade auch

38 Josef Ehmer, Rote Fahnen – Blauer Montag. Soziale Bedingungen von Aktions- und Organisationsformen der frühen Arbeiterbewegung, in: Puls u. Thompson, Wahrnehmungsformen und Protestverhalten, wie Anm. 8, 153.

39 Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, wie Anm. 8, 38 f.

nach Eliminierung überkommener Gewohnheiten, wie der des „Blau feiern“ zu Wochenbeginn. Wie sehr es in der Phase des Übergangs zum industriellen Kapitalismus zwecks Erhöhung der Arbeitsproduktivität gelang, die „Poren der Arbeitszeit“ zu schließen, hing im wesentlichen von zwei Faktoren ab: zum einen vom Grad der Mechanisierung, zum anderen von der Potenz des organisierten Widerstandes seitens des sich konstituierenden Proletariats. Während die gewerbliche Struktur der Stadt bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus von der nichtmechanisierten Kleinwerkstätte dominiert blieb, war jeder Koalitionsversuch von Arbeitern und Handwerksgelesen zu einer Zeit, als der Klassenkampf „von oben“ voll einzusetzen begann, schärfster vormärzlicher Repression ausgesetzt. Rechtlos, unorganisiert und unter dem Druck zunehmenden Pauperismus gelang es den Arbeitern der Frühindustrialisierung in Wien denn auch nur auf Basis der schleppenden industriellen Entwicklung, der Umwandlung der gesamten Lebenszeit in Arbeitszeit jene alltägliche Subversivität entgegenzusetzen, die im Blick des Bürgers nur noch unvernünftig erschien.

Ökonomie des Mangels – Freizeit in Armut

Das Praterfest am ersten Mai und der Brigittenauer Kirtag waren für die Sittenrichter des Vormärz jene Schauplätze öffentlicher Geselligkeit, wo der Luxus der niederen Stände getrieben wurde, wo deren unbegreifliche Verschwendungssucht und die fehlende Sparsamkeit am deutlichsten zum Vorschein kamen. Wirtshaus, Schank, Wallfahrt und Glacis waren jene Orte, wo der Verfall der Sitten, mangelnde Arbeitsethik, rohe Zügellosigkeit und Gewaltsamkeit in konzentriertester Form gesehen wurden. Die „Schlafenpromenade am Glacis vor der Josefstadt, wo ungarische, tschechische und Berliner Handwerksburschen mit den Köchinnen des Abends ihre Zusammenkünfte“ hatten, war für sie jener Ort, wo Bettelerei, Prostitution und Kriminalität ihre „widerwärtigste Ausgestaltung“⁴⁰ fanden: „Wenn es abends dunkelt, sind sämtliche Alleen, das Glacis, die Ufer des schmutzigen Wienflusses, der Prater, die Brigittenau, der Strand der Donau, der Stadtgraben und die abgelegenen Winkel der Vorstädte mit diesem Ungeziefer förmlich bedeckt; ihnen folgen Schwärme der gemeinsten Hetären, welche oft nur die vorübergehenden locken, um sie dann von einer

40 Hermann Meynert, *Herbstblüten aus Wien*, Leipzig 1832, 97 f.

Bande Strichbuben ausplündern zu lassen.“⁴¹ Eine realitätsnahe Einschätzung des Alltags der „gefährlichen Classen“ lag außerhalb des Interesses einer dem Fortschritt verpflichteten Apologetik der neuen bürgerlichen Werte.

Einer „vernünftigen“ Lebensführung und sittlichen Veredelung der Unterschichten standen in der Frühindustrialisierung jedoch – und das pfliegten die Moralprediger des Vormärz geflissentlich zu übersehen – vielerlei Hindernisse entgegen. Schon eine durchschnittliche Arbeitszeit von 12 bis 14 Stunden vermag zu erklären, daß in der spärlichen arbeitsfreien Zeit billiges und leichtes Vergnügen gesucht wurde. Für physische und psychische Entspannung fehlte es schon an der Zeit und erst recht am Geld. Dort, wo die „Arbeit die ganze Zeit und Kraft dessen, dem sie das Brot gibt, verschlingt“,⁴² wo selbst eine Arbeitsstelle die Existenz nur knapp zu sichern vermochte, da mußte die Forderung nach einer neuen privaten Ordnung abprallen. Hier war die arbeitsfreie Zeit zum einen zusätzliche Quelle der Subsistenzsicherung, zum anderen anspruchslose Rekreation für Körper und Geist, in hohem Grad elementare Kompensation, kaum jedoch die Zeit selbstgenügsamen Vergnügens und noch viel weniger eine solche des Strebens nach Selbstverwirklichung. Die pauperisierte Bevölkerung Wiens, ob mit oder ohne Arbeit, durchlebte in der Phase der frühen Industrie eine Zeit elendster Existenzbedingungen. Typhus, Rachitis, Diphtherie und Schwindsucht, die Begleiterscheinungen hoher Sterberaten und niederer Lebenserwartung, bestimmten den Alltag ebenso wie minimales und unregelmäßiges oder überhaupt kein Einkommen, beengte Wohn- und loseste Familienverhältnisse. Während für die nicht produktiven Armen die Mittel und Möglichkeiten notdürftigster Existenz zum Jahr 1848 hin sukzessive gekürzt, verstellt oder vernichtet wurden, war für die in den Arbeitsprozeß Integrierten ein Maximum an Arbeitszeit erreicht, was eine marginale und völlig unzureichende physische, psychische und soziale Reproduktion zur Folge hatte.⁴³ Manche Verfechter einer allgemeinen Vernunft nahmen die soziale Lage des Pauperismus zum Ausgangspunkt für Reformkonzepte. Sie erkannten zukunftsweisend, daß erst eine „rational“ und „ordentlich“ geführte Freizeit die Armut von ihrem gefährlichen Charakter befreien und zugleich berechenbar

41 Josef Tuvora, Briefe aus Wien von einem Eingeborenen, 2 Bde., Hamburg 1844, 2. Bd., 243.

42 Witlacil, Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens, wie Anm.7, 179 f.

43 Vgl. Marx, Die soziale Lage der Arbeiterschaft Wiens im Vormärz, wie Anm. 1, 55 ff.; Häusler, Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung, wie Anm. 4, 80 ff.

machen würde. Der produktive Arbeiter, darin war man sich bei aller Differenzierung in der Programmatik einig, sollte zuverlässig, abstinenter, pünktlich, gewissenhaft und eigenverantwortlich, also schlicht „vernünftig“ sein. Klasse gebunden implizierte diese Vernunft beides, Kontrolle und Disziplinierung. Nicht nur in der Produktion, sondern auch dort, wo das vermeintliche „Reich der Freiheit“ begann.⁴⁴ Solange jedoch im Zuge der Industrialisierung der Fortschritt in der Produktion die Arbeit noch nicht vollständig unter das Diktat des Kapitals zu subsumieren vermochte und die technische Unterordnung des Arbeiters unter den gleichförmigen Gang der Maschine noch in den Anfängen war, vermißten die meisten Unternehmer bei der „arbeitenden Klasse“ noch all jene Eigenschaften, die auch den publizistisch verbreiteten Sittencodex dieser Jahre ausmachten⁴⁵: „Die Frucht der Aufklärung wird sein, daß jeder Untertan diejenigen Kenntnisse erlangt, die für seinen Lebenskreis nützlich sind. Der Aufgeklärte wird hundert Übeln ausweichen, denen der Unwissende zum Opfer fällt; er wird keine überflüssigen Bedürfnisse machen und vorsichtig in die Zukunft blicken. Aus einem mechanischen Arbeitstier, das mißmutig seinem Erwerb nachgeht, entwickelt sich alsdann ein freidenkendes, selbständiges Wesen, das seinen Wirkungskreis schöpferisch ausfüllt und seinen Pflichten als Christ, Bürger und Untertan willig nachkommt.“⁴⁶ Sowohl die schon unter kapitalistischem Kommando stehende Lohnarbeiterschaft als auch die Manufakturarbeiter versuchten gerade wegen der elenden Lebens- und Arbeitsbedingungen im Pauperismus, so lange wie möglich an familienökonomischen Verhaltensnormen festzuhalten. So wie Frauen- und Kinderarbeit, Prostitution, Bettelerei und Diebstahl dabei als „normale“ Erwerbs- und Überlebensstrategien unter Beteiligung aller Familienmitglieder gesehen werden müssen, war das Festhalten an Elementen traditioneller Volkskultur ein Widerstandspotential gegen herrschaftlich-hegemoniale Eingriffe und damit Bedingung für eine Reproduktion in plebeji-

44 Werner K. Blessing, Fest und Vergnügen der „kleinen Leute“. Wandlungen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, in: V. Dülmen u. Schindler, Hg., Volkskultur, wie Anm. 10, 361; vgl. auch Cunningham, Leisure in the Industrial Revolution, wie Anm. 15, 90.

45 Hans Willy Hohn, Die Zerstörung der Zeit. Wie aus einem göttlichen Gut eine Handelsware wurde, Frankfurt am Main 1984, 109 f. und 156; vgl. Lambert, Alkohol und Arbeitsdisziplin, wie Anm. 15, 300 f.

46 Sociale und politische Zustände, wie Anm. 16, 7 f.

scher Armut.⁴⁷ Bei den extrem unsicheren und nicht planbaren Lebens- und Arbeitsbedingungen, wie sie für die großstädtischen Unterschichten im Übergang zur Industrialisierung vorherrschten, wurde eine Freizeit in Armut sichtbar, die einer plebejischen Vernunft des Mangels gehorchte. Im Unterschied zum Habitus eines nicht nur ökonomisch, sondern auch sozio-kulturell konstituierten Proletariats können die Verhaltensweisen der im frühindustriellen Wien lebenden Besitzlosen als eine fortlebende, urban-transformierte plebejische Kultur gefaßt werden, in der die Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen vor-industrieller Unterschichtkultur und jener des industriellen Proletariats sichtbar werden. Die Unterschichten der frühen Industrialisierung verhielten sich in einer Situation zunehmend abhängiger Produktion, in der Geldeinkommen aus Stücklohn oder wenigstens zeitweiliger Lohnarbeit in wachsendem Maß zur Basis des Überlebens wurde, noch nach den Regeln einer bäuerlich-handwerklichen Familienökonomie.⁴⁸ Sie bildete die Basis für die Entwicklung jener plebejischen Kultur, die sich im Übergang von einer letztlich subsistenzorientierten Ökonomie in Landwirtschaft und Gewerbe hin zur marktorientierten Warenproduktion noch vor der Industrialisierung herausbildete.⁴⁹ Sie konnte überall dort entstehen, wo Menschen aus nichtindustriellen und nicht-warenproduzierenden Verhältnissen geworfen wurden und dabei auf die ihnen völlig fremden Normen und Zwänge einer ihren Bedürfnissen gänzlich ‚fremden‘ Ökonomie trafen. Vor allem die ländliche Zuwanderungsbevölkerung – die Massenbasis des frühindustriellen Pauperismus in Wien hielt an der plebejischen Lebensweise noch lange fest. Gerade der Umstand, daß die aus den ländlich-kleingewerblichen Lebenszusammenhängen hinaustretenden Unterschichten den universellen Geld- und Warenaustausch in ihrem Lebenszusammenhang noch kaum zu realisieren vermochten, ließ sie auf die neuen Umstände mit einer Lebenshaltung antworten, deren Ratio zwar als ein Ausnutzen der „begrenzten Möglichkeiten des neuen Kapitalismus (...), ohne indessen seine Beschränkungen anzuerken-

47 Hohn, Die Zerstörung der Zeit, wie Anm. 45, 9; Kriedte, Medick u. Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung, wie Anm. 4, 285.

48 Vgl. Hans Medick, Plebejische Kultur und proto-industrielle Familienökonomie. Aspekte der Bedürfnisartikulation und des Konsumverhaltens, in: Kriedte, Medick u. Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung, wie Anm. 4, 90 ff.

49 Thompson, Patrizische Gesellschaft, plebeische Kultur, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, wie Anm. 8, 168; vgl. Medick, Plebejische Kultur, Plebejische Öffentlichkeit, wie Anm. 8, 157 f.

nen“ erscheint, die langfristig jedoch nur zu einer Verschärfung der Armut führen konnte.⁵⁰ Auch die Manifestationen plebejischer Alltagskultur im Wiener Vormärz, temporärer „Luxuskonsum“ bei Fest und Feier, Exzeß im Spiel, Alkoholkonsum und Aberglaube ebenso wie Katzenmusik und Maschinensturm sind in diesem Sinn Ausdruck jenes Habitus der sittlichen Ökonomie, der sich bei zunehmender Abhängigkeit der zugewanderten Paupers von Geldeinkommen als ein spezifischer „alltäglicher Materialismus“ herausbildete, der noch so lange den Normen der angestammten Lebenswelt gehorchte, bis die allgemeine Verelendung und die sozialen Folgen des Maschineneinsatzes diesen Normen endgültig den Boden entzogen.

Die philanthropen Moralpredigten sind als publizistische Flankierung der Transformation der ‚Plebejer‘ in ein Industrieproletariat anzusehen. Die im 19. Jahrhundert tatsächlich erfolgten Verhaltensänderungen der sozialen Unterschichten hatten andere Ursachen. Sie gründeten vornehmlich auf den ökonomischen Zwängen der kapitalistischen Produktions- und Austauschverhältnisse, die den alltäglichen Handlungsspielraum der abhängigen Bevölkerung zunehmend berechnend festlegten.

Auch den Funktionären der frühen Arbeiterbewegung nach der Jahrhundertmitte kam es bei ihrer Aufklärung und Organisierung des „Pöbels“ zur „Klasse des Proletariats“ selbst ganz wesentlich auf eine Disziplinierung der traditionellen Volkskultur an. Spontaneität und Exzeß, Maschinensturm und Delirium wollten sie zum Zweck der bewußten Klassenbildung ausschalten. Über die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten waren sich auch die Theoretiker der Arbeiterbewegung klar: „Es bedarf noch Zeit und Erfahrung, bevor der Arbeiter die Maschinerie von ihrer kapitalistischen Anwendung unterscheiden und daher seine Angriffe vom materiellen Produktionsmittel selbst auf dessen gesellschaftliche Exploitationsform übertragen lernt.“⁵¹ Der plebejisch-frühindustrielle Maschinensturm, die spontan-kurzfristige direkte Aktion gegen die Linienämter, an denen sich der Volkszorn 1848 in Lynchjustiz entlud, oder die zwar beliebte, jedoch zunehmend disfunktional werdende Protestform der Katzenmusiken, Widerstandsformen und Subversivitäten, wie sie in den Revolutionsmonaten des Jahres 1848 noch zahlreich in Erscheinung traten, wurden von der Gründergeneration der Arbeiterorganisationen in Wien als un-

50 Medick, Plebejische Kultur und proto-industrielle Familienökonomie, wie Anm. 48, 154.

51 Marx, Das Kapital, wie Anm. 5, 452.

taugliches Kampfmittel gegen das Kapitalverhältnis denunziert. Über Bildung und disziplinierte Organisation wollte die frühe Arbeiterbewegung die ‚plebejischen Schichten zu disziplinierten Kleinbürgern‘ erziehen. Die Organisierung der Arbeiterfreizeit in Bildungs-, Sport- und anderen Vereinen sollte die Transformation der plebejischen Kultur in eine proletarische Alltagskultur leisten. Der Erfolg stellte sich – auch hier von der sozio-ökonomischen Entwicklung vorangetrieben – sehr schnell ein. Schon die frühen Erscheinungen der Wiener Arbeiterbewegung legen Zeugnis davon ab, wie die notwendige Anpassung an ein berechnetes und berechnendes System sozusagen „von unten“ um sich griff. Schon die Veranstaltungen der organisierten Arbeiterbewegung seit den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts und erst recht jene der folgenden Jahrzehnte waren nicht nur von Massenbeteiligung, sondern auch von einer Disziplin geprägt⁵², die sich von der plebejischen Tradition deutlich unterschied.

52 Josef Ehmer, Familie und Klasse, Zur Entstehung der Arbeiterfamilie in Wien, in: Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder, Historische Familienforschung, Frankfurt am Main 1982, 318.